

Die französische Artillerie im Schwabenkrieg

Autor(en): Emil Dürr
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1909

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/527f99e6-d1bf-468c-98a2-5581c8fcbd8c>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



Die französische Artillerie im Schwabenkrieg.

Von Emil Dürr.

Der Ausbruch des Schwabenkrieges fiel mitten in die Vorbereitungen hinein, welche der französische König Ludwig XII. zur Eroberung des Herzogtums Mailand machte, auf das er gegenüber dem jetzigen Inhaber desselben, Lodovico Sforza, von seiner Großmutter her Ansprüche erhob. Maximilian, der deutsche König, Neffe des mailändischen Herzogs und nomineller Lehensherr der Lombardei, ohnehin nach allen Seiten beschäftigt, war durch den Krieg mit den Schweizern gezwungen, seine Landsknechte an dem obern Rheine festzulegen und verhindert, sie dem Mailänder zulaufen zu lassen. Dies gereichte Ludwig XII. zu unendlichem Vorteil. Er wußte ihn aber noch dadurch zu vertiefen, daß er sich die Eidgenossen anderthalb Monate nach Beginn des Schwabenkrieges durch ein Defensivbündnis verpflichtete. Der Franzose gewann dadurch Einfluß auf die politischen Entschlüsse der Eidgenossen, und die Tausende von Schweizeröldnern strömten



trotz des Krieges im eigenen Lande i h m und nicht dem Herzog von Mailand zu.

Es war zu erwarten, daß die Eidgenossen, die bisher stets Abgeber von Kriegsmannschaft gewesen waren, eine Unterstützung dieser Art nicht verlangen würden. Der Gewinn aus dem französischen Vertrage fiel ihnen in Form von barem Gelde zu, an welchem sie offenbar Mangel litten. Der König verhiess den zehn Orten auf die Dauer des Vertrages insgesamt eine jährliche Pension von 20 000 Franken auszuwerfen und sie im Kriegsfall jährlich mit 80 000 rheinischen Gulden zu unterstützen. Eine Stelle des Vertrages nahm Bezug auf den gegenwärtigen Krieg und legte dem König nahe, mit tätlicher Hilfe die Eidgenossen mit dem zu versehen, was Lage und Bedingungen des Krieges verlangen würden. Es fand damit in dem Vertrage in allgemeiner Fassung ein Begehren Ausdruck, welches die Eidgenossen schon vor Abschluß des Bündnisses als besonderen Wunsch an den französischen Gesandten gestellt hatten, es möge sie nämlich der König in diesen schweren Kriegsläufen mit seinem Geschütz, Pulver, Stein und Büchsenmeistern unterstützen. Die Eidgenossen sahen demnach die Belagerung fester feindlicher Plätze voraus.

Der Vertrag mit dem französischen König wurde am 16. März 1499 geschlossen. Schon eine Woche nachher ließen die Eidgenossen den König durch einen Brief ihr Anliegen in Bezug auf schwere Artillerie wissen; ihr Begehren sind „Kanonen mittlerer Größe, Kartäunen, Feldschlangen und ähnliche Geschütze in einer Zahl, die Eurer kgl. Majestät angemessen und uns nutzbringend ist, dazu Geschützmeister, Pulver, Steine und was erforderlich ist, Städte und Burgen zu zerstören.“ An der Tagsatzung, die in den ersten Tagen des April in Zürich stattfand, bekam dann Freiburg den Auftrag, mit der französischen Botschaft des Geschützes wegen zu reden



und nötigenfalls an den König selbst zu gelangen, damit die französischen Büchsen nebst Zubehörde beförderlich hergeschafft würden. Im besondern haten die Luzerner, Freiburg möchte seiner Botschaft an den König den Auftrag mitgeben, sie möchte ihnen in Frankreich zwei Büchsenmeister bestellen und herauschicken, „da wir mit keinem Schützenmeister, der das große Geschütz fertigen kann, versehen sind.“

Am 9. April erhielt der Stadtschreiber von Freiburg, Niklaus Lombard, den eidgenössischen Beglaubigungsbrief an Ludwig XII. zugestellt und reiste nach Lyon ab. Doch verzögerte seine Reise eine Überschwemmung, so daß er erst am 18. April in Lyon eintraf. Den König selbst fand er dort nicht. Doch unterrichteten ihn dessen Vertreter von dem guten Willen ihres Herrn, das Geschütz den Eidgenossen zu schicken, welcher Trost durchaus nötig war, da man sich in der Eidgenossenschaft über die Versprechungen des Königs mit zweifelhaften Hoffnungen trug. Um diese Zeit war nämlich denen von Freiburg von ihren Hauptleuten im Alettgau, wo die Eidgenossen daran waren, die Städtchen und Schlösser dieser Gegend zu erobern, ein vertrauliches Schreiben zugekommen, wonach man ihnen mit deutlichen Worten zu verstehen gegeben, es möchten nun die Herren in Freiburg, die den Eidgenossen das Bündnis so schön angegeben, auch dafür sorgen, daß der König recht bald und sicher seinen Versprechungen nachkomme; sollten die Eidgenossen verlassen sein, so möchten die gnädigen Herren zu Freiburg bedenken, „wohin die Sach langen wurde“, eine Äußerung, die wieder so recht deutlich die Ungeduld offenbart, welche die alten Eidgenossen von jeher im Belagerungskrieg gezeigt hatten. Die Freiburger haben es denn auch für geratener gefunden, die beiden französischen Büchsenmeister, die Lombard für Luzern besorgt hatte, in das eidgenössische Lager weiterzuschicken; sollte man ihrer dort



nicht bedürfen, so möge man sie, wie erbeten, Luzern zuweisen.

Unterdessen war Lombard am 29. April beim französischen König eingetroffen, der eben in Monti (Mont Brison, dép. Loire?) weilte. Am andern Tage wurde er vom König empfangen, überaus freundlich und gnädig. Was die Artillerie anging, so erhielt er den Bescheid, daß „sechs Hauptstück und vier Faucon“ zu Auxonne, am Oberlaufe der Saone, hart an der hochburgundischen Grenze lägen, mit Meistern, Pulver, Gestein, Eisen, Blei usw. Die Eidgenossen hätten es nur dort zu holen. Das Bedenken Lombards, der Stücke könnten zu wenige sein, beschwichtigte der König mit dem Hinweis auf die Vortrefflichkeit der Geschütze und auf deren reichliche Ausstattung mit Munition; übrigens leiste ja eine große Kanone täglich dreißig Schüsse. Sollte hingegen Not am Mann sein, so wolle der König weiter mit Geschütz eintreten. Zum Transport der Geschütze samt Zubehörde seien 180 Pferde und 30 „Keding“ (Achsen) nötig. Leute, die im Schießen, Gießen, Zimmern und in allen Dingen gut unterrichtet wären, würden mitgegeben. Man einigte sich nun dahin, daß die Eidgenossen, die durch eine Botschaft an Freiburg ihre Ungeduld erneut gezeigt hatten, das Geschütz in Auxonne abholen sollten, und es war der Weg durch Burgund vorgesehen, wiewohl Lombard den Neutralitätsversicherungen des Prinzen Johann II. von Oranien, Statthalter von Maximilians Sohn, Erzherzog Philipp von Burgund-Habsburg, nicht recht traute, gewiß in der Erwägung, man verlange denn doch von dem Statthalter zu viel, wenn man ihm zumute, er möchte Artillerie, die zum Gebrauche gegen den Vater seines Fürsten bestimmt war, zu den Eidgenossen passieren lassen. Soweit durfte sich die Neutralität von Habsburgisch-Burgund nicht erstrecken. Immerhin schrieb der französische König, wohl nur zur Form,



an den Statthalter von Burgund, er möchte darauf achten, daß beim Durchpaß durch das hochburgundische Gebiet weder dem Geschütze noch dessen Begleitmannschaft etwas zustoße.

Am 12. Mai war die Tagsatzung zu Zürich über den Stand der Dinge unterrichtet. Sofort wurden Tschan Mussely von Freiburg und Hans Etterli von Bern mit dem Hauptmann Rußbaumer, der augenscheinlich schon bei Ludwig XII. gedient hatte, nach Auxonne abgeordnet, das Geschütz zu besehen und sich zu erkundigen, auf welchem Wege man es am besten beschaffen könne. Zugleich wurden Bern, Freiburg und Solothurn, als die westlichen Kantone, angegangen, sie möchten sich zur Übernahme und Begleitung des Geschützes bereit erklären.

Mussely, Etterli und Rußbaumer nahmen ihren Weg über Hochburgund, um mit dem Statthalter Johann von Oranien zugleich wegen Durchpaß des Geschützes durch das burgundische Gebiet Rücksprache zu nehmen. Doch ging der Prinz nicht auf das Begehren der eidgenössischen Boten ein, auch nicht auf die Drohung hin, man würde das Geschütz mit 8 oder 10 000 Mann holen. Er bat sie dringend, das Geschütz weder mit noch ohne Macht durch das Land zu führen. Es blieb demnach den drei abgeordneten Eidgenossen nichts anderes übrig, als das Geschütz in Auxonne zu besichtigen und bei ihrer Heimkehr am 29. Mai der Tagsatzung vorzuschlagen, für das Geschütz den sichern Weg durch Savoyen zu wählen; es sei ebensogut zu bewerkstelligen und von geringern Kosten. Wenn die Eidgenossen nun beschlossen haben, auf die Benützung der hochburgundischen Straßen für das französische Geschütz zu verzichten, so geschah dies gewiß hauptsächlich unter dem Einfluß der westlichen Orte, besonders von Bern und Solothurn, die ihre westlichen Flanken nicht durch Ausbruch von Feindseligkeiten mit Hochburgund noch mehr gefährdet sehen wollten als sie dies ohnehin von seiten der Deutschen schon waren.



Im schwäbischen Lager aber war man über das Vorhaben der Eidgenossen vollständig unterrichtet. Man wußte, daß das französische Geschütz in Dijon oder in Auxonne lag, man kannte ungefähr den Bestand der Geschütze: 24 große Schlangen und acht große Kartauben; man hatte Kenntniss von den Drohungen der eidgenössischen Gesandten beim Statthalter von Hochburgund. Trotz dessen entschiedener Ablehnung fürchtete man auf deutscher Seite, Ludwig XII. möchte auf Grund seines Sonderfriedens mit Hochburgund den Durchpaß für sein Geschütz verlangen und man legte sogar den Bewegungen eines einige tausend Mann starken eidgenössischen Haufens um Stodach, weit draußen im Hegau, die Absicht unter, sich mit andern Eidgenossen, die im Sundgau drunten vor Mörsberg, zwei Stunden westlich vor Pfirt lagen, zu verbinden und das französische Geschütz mit Gewalt in Auxonne zu holen. Die Deutschen sahen sich vor, zogen im Sundgau Truppen zusammen, um in der Freigravschafft des französischen Königs Geschütz aufzugreifen.

Die Eidgenossen hatten aber endgültig ihren Plan, den ungemein kürzeren Weg über Hochburgund in Anspruch zu nehmen, aufgegeben. Denn schon am 3. Juni ward auf der Tagsatzung zu Zürich eine Abordnung gebildet, bestehend aus Marx Rösch, Bürgermeister von Zürich, Johann Lindner von Bern, Hans Schürpf von Luzern, Walter an der Gassen von Uri, Franz Arsent von Freiburg und Benedikt Hugi von Solothurn. Auftragsgemäß verfügte sich diese Abordnung zuerst zum Herzog Philibert von Savoyen, um für das französische Geschütz freien Durchpaß zu erwirken. Doch nahm der Savoyer eine abwartende Haltung ein und statt daß er eine genügende Antwort gab, stellte er unverfroren das Begehren um eidgenössische Söldner. Es wird auch berichtet, er habe zur Begründung seiner ablehnenden Haltung den römischen König



und das römische Reich vorgeschützt. Doch die Botschaft ließ sich dadurch nicht beirren. Sie hieß das Geschütz, das sie in Dijon oder Auxonne vermutete, vorrücken, so weit es nur ging. „Wo man uns dann hindert“, lassen sie nach Hause vernehmen, „so wissen wir, von wem wir solches hindern haben; anders wissen wir ihm (dem Herzog) jetzt mals nicht zu tun.“

Am 27. Juni trafen die Eidgenossen in Auxonne beim französischen Gouverneur von Burgund ein, bei Engelbert von Cleve. Der König hatte dem Begehren der Tagsatzung, statt der vier Faucons vier große Geschütze zu liefern, willfahrt. Sie trafen also acht große Stücke vor, so groß, wie sie in Freiburg keine hatten; sechs von ihnen schoßen eiserne Kugeln, zwei steinerne; dazu lagen 200 Zentner Pulver bereit. Vier Streithülsen wiesen sie zurück, weil sie deren genug besäßen. Als Bedienungsmannschaft waren zwölf Geschütz- und Büchsenmeister, zwei Büchsengießer und sonst noch 50 Leute, „es sigen grober steingießer“, anwesend. 150—200 Pferde hielt man für den Transport des Geschützes nötig.

Vom Herzog von Savoyen war trotz seines Versprechens keine Antwort, wie er sich verhalten werde, in Auxonne eingetroffen. Ungeachtet dessen trat man aber den etwas umständlichen Weg an. Das Geschütz wurde samt Park auf die Saone verladen, bis nach Lyon hinuntergeschifft und dann, immer zu Schiff, die Rhone flußaufwärts gezogen.

Die eidgenössische Abordnung, die das Geschütz begleitete, überbrachte Ludwig XII. in Lyon den Dank der Tagsatzung. Der Transport der Geschütze die Rhone hinauf verzögerte sich aber, weil vom Herzog von Savoyen immer noch kein Geleitsbrief eingetroffen war. Die Abordnung ließ dies die Tagsatzung wissen. Diese wurde beim Herzog vorstellig. In einem bittersüßen Briefe, der nicht frei von Drohungen war — der Transport möge nicht gestört werden, wenn fürwahr Seine



Hoheit Gefahren, Schwierigkeiten und Nachteile, welche leicht daraus folgen könnten, zu verhindern wünscht — wurde dem Herzog nahe gelegt, er möge dem Geschütz samt Zubehör ohne jegliche Störung freien Durchpaß durch sein Land gewähren. Der Herzog, der eines Theils mit Bern und Freiburg verbündet, anderseits dieser beiden Orte Schuldner war, dazu in seiner nächsten Nähe Ludwig XII. Heer zu Lyon zum Zuge nach Italien sich sammeln sah, stellte den Geleitsbrief nunmehr aus, ohne Söldner herauszupressen. Am 8. Juli waren die Eidgenossen zu Lyon im Besitz des Briefes.

Das Geschütz kam die Rhone hinauf, über Genève und wurde wohl unterhalb Genève, vor Ecluse, ausgeladen und zu Lande über Genève und Morges in die Eidgenossenschaft hinein geführt.

Die Freiburger und Berner holten das Geschütz in Morges ab, am Abend des 22. Juli traf es über Echallens in Payerne ein, von wo es augenscheinlich über Freiburg nach Bern weitergeführt werden sollte. Die eidgenössische Botschaft, welche das Geschütz hinaus begleitet hatte, kam schon am 23. Juli, am Tage nach der Schlacht bei Dornach, in Solothurn an, von wo sie sofort auseinanderging.

Die Tagsatzung zu Zürich beschloß, das Geschütz bis zu der Entschließung, wo man es verwenden wolle, nach Solothurn führen zu lassen; allenthalben sollte für freundliche Aufnahme und Verpflegung des Zuges gesorgt werden; Freiburg selbst sollte eine eigene Botschaft zu dessen Geleit und Schirm vor Anzug abordnen. Die Schlacht bei Dornach ließ den Heranmarsch der französischen Artillerie beschleunigen. Geradwegs, ohne den Umweg über Freiburg und Bern, wurde das Geschütz auf der Straße über Murten nach Solothurn gefertigt, wo es etwa am 26. Juli glücklich eintraf. Es war gute drei Wochen unterwegs gewesen.



Das Geschütz wurde in der Schweiz mit dem größten Wohlgefallen empfangen. Daß es gebührend eingeschätzt wurde, erzählt uns noch dreißig Jahre später der Berner Chronist Anshelm: „Diese Sendung wurde in ganz Frankreich nicht minder geachtet und bewundert, als wenn der König selbst seinen Delphin ausgesandt hätte.“ Und der Luzerner Kanzleischreiber Niklaus Schradin, der unmittelbar nach Beendigung des Schwabenkrieges eine Reimchronik über den Krieg zwischen den Schweizern und den Schwaben geschrieben, widmete auch dem französischen Geschütze in seinem Opus ein Duzend Verse:

Darunter ist ettlich geschütz uß Frankreich kommen,
Dar zu von Franzosen reißig, also hab ich vernommen,
Die der künig von Frankriich hat uß gesandt,
Den Eidgenossen zu hilf, zu retten ir land,
Duch ze bruchen im krieg und allen iren sachen
Ungepart, daß der boden solti krachen.
Den züg habend die Eidgenossen nit gebrucht.
Denn, nach dem als sie hat beducht,
Es wär ze tun, den noch ze verhalten,
Si wolten gott den herren loßen walten;
Darnach sich der krieg wurde begeben,
Darnach möchten si mit dem züg leben.

Das prächtige, vielbestaunte Geschütz kam tatsächlich nicht zum Spielen. Doch ist es eine fromme Lüge, wenn Schradin uns glauben machen will, als ob sich die „frumben“ Eidgenossen gescheut hätten, dem lieben Gott voreilig mit den französischen Kanonen ins Handwerk zu pfuschen. Der Schwabenkrieg hat die militärische Sonderpolitik der einzelnen Orte, die sich in den letzten 25 Jahren ihrer großen Kraft bewußt geworden, gar üppig ins Kraut schießen lassen, worüber die ganze Reihe glücklicher Siege und erfolgreicher Treffen nicht hinweg täuschen kann. Denn daß die französische Artillerie, die auf so umständlichem Wege, mit großen Kosten



und mit den besten Erwartungen aus Frankreich in die Eidgenossenschaft hinein geführt worden war, nicht zur Verwendung kam, daran war nur die Uneinigkeit der Eidgenossen schuld. Hatten sich nämlich die Besatzung des Schlosses Dornach, die Solothurner Obrigkeit und deren Hauptleute im Felde auf die Zukunft des französischen Geschützes vertröstet, als eines wesentlichen Mittels, den Hereinbruch des Fürstenbergischen Heeres aus dem Sundgau über Dornach in das Solothurner Gebiet zu hindern, und waren die Berner, wohl nicht ohne Absicht, auf diesen Plan vorerst eingegangen, hatten die Feinde deshalb mit der Möglichkeit gerechnet, das französische Geschütz beim Hülfstengraben oberhalb Pratteln abfangen zu können, war weiter nach dem Siege bei Dornach das Geschütz dortselbst überflüssig geworden, so hegten doch schließlich die Solothurner die feste Hoffnung, die französische Artillerie würde dem eidgenössischen Heere bei St. Jakob vor Basel zugeführt werden, damit sie auf einem Zug ins österreichische Sundgau und Elsaß, welche Gebiete den Eidgenossen wehrlos preisgegeben waren, hätte Verwendung finden können. Da aber mußten die Solothurner von ihren Hauptleuten bei St. Jakob erfahren, sie hätten dazu die Zustimmung von den eidgenössischen Hauptleuten nicht erlangen können, indem die einen vorschützten, sie hätten dazu von ihren Herren keinen Auftrag, andere hingegen wollten das Geschütz lieber selbst haben.

Die Stimmung im Felde entsprach der Haltung der Tagsatzung. Es mochte ebenso gut die bedrohte Lage des Solothurner Gebietes als ein Ausweg aus entgegengesetzten Absichten gewesen sein, daß die Tagsatzung befohlen hatte, das französische Geschütz nach Solothurn zu schaffen. Die Eidgenossen strebten während des ganzen Krieges militärisch nach zwei Seiten hin auseinander. Zürich mit den östlichen Kan-



tonen richtete sein Hauptaugenmerk auf Konstanz, das Hegau und Alettgau, vielleicht nicht so sehr aus Eroberungsabsichten als vielmehr aus Gründen der Defensiv. Bern hingegen verfolgte seine alte Politik, drängte an den Rhein zwischen Waldshut und Rheinfelden und war stetsfort bereit, von seinem Aargau aus in das österreichische Triktal hinüberzugreifen. Dieser Ausdehnungspolitik war in hervorragendem Maße stets Zürich entgegengetreten, in ausgesprochener Weise schon vor dreißig Jahren im Waldshuterkrieg. Die beiden Tendenzen prallten nun auch in der Frage, wohin das französische Geschütz zu schaffen sei, aufeinander. Auf der um diese Zeit zu Zürich abgehaltenen Tagsatzung verlangten die Zürcher und die Hauptleute im Schwaderloh, daß zuerst das bischöflich-konstanziſche Schloß Gottlieben mit dem französischen Geschütz genötigt und eingenommen würde. Die Königlichen hatten sich dieses Schlosses bald nach Ausbruch des Krieges bemächtigt, unternahmen von ihrem Hauptquartier Konstanz aus unter dem Schutze dieses Schlosses fortwährend Auszüge und beunruhigten in einem fort die starken eidgenössischen Wacht- und Beobachtungsposten im benachbarten Schwaderloh. Die Räte zu Bern hielten aber gleich anfangs dafür, daß das Geschütz nach Brugg, von dort über den Jura, an den Rhein vor eine der vier Waldstädte, Rheinfelden, Sädingen, Laufenburg oder Waldshut gefertigt werde. Als erste Stadt, die beschossen werden sollte, wurde Laufenburg genannt. Der bernische Bote, Scharnachtal, hatte auf der Tagsatzung in Zürich die Boten von Solothurn und Freiburg in diesem Sinne gewinnen können. Doch man einigte sich in Zürich nicht; das Geschütz blieb in Solothurn.

Als sich in der ersten Woche des August auf dem Tage zu Schaffhausen die Friedensverhandlungen zwischen dem König und den Eidgenossen zerschlugen und man daran dachte, den



Krieg mit aller Macht wieder aufzunehmen, entschied sich eine Mehrheit auf der Tagsatzung dafür, Gottlieben von dem in der ganzen Eidgenossenschaft bekannten Geschützmeister Schwarzhans von Nuttenz besichtigen zu lassen, mit dem eidgenössischen Geschütz zu beschießen und falls man damit nichts ausrichtete, sollte man des französischen Königs Geschütz in Aktion setzen. Die für dieses Vorgehen sich entschlossen, wurden geleitet von der Borausicht, man müßte, wenn Gottlieben nicht genommen würde, den ganzen Winter über eine starke Wache im Schwaderloh unterhalten, welcher die ganze Zeit über die Königlichen in Gottlieben auf dem Halse liegen würden. Bern und seine Partei glaubte man mit dem Versprechen zu beruhigen und zu gewinnen, man werde nach Einnahme von Gottlieben, sofern man auf die Belagerung von Konstanz verzichte, vor die vier Waldstädte rücken. Wenn es die Freiburger Hauptleute nur bedauerten, daß das französische Geschütz „sol für ein arms schloß geführt werden, do ir, miner herren dri slett, baß groß sachen möchten tun, so jeder man ist erschrocken“, so weigerte sich Bern einfach, auszurücken, sofern man mit dem französischen Geschütz vor Gottlieben ziehen wolle; es beschränkte sich in diesem Falle mit dem Auszuge in seine Landschaften und nach Liestal, von welchem es um Hilfe gemahnt worden sei. Daß die Franzosen zu Solothurn, welche zum Teil im Jahre 1494 mit Karl VIII. nach Neapel gezogen, es überdrüssig wurden, auf der faulen Haut zu liegen, kann nicht verwundern. Stetsfort plagten sie Solothurn, sie wollten ihr Geschütz gebrauchen, beehrten an die Städte am Rhein zu ziehen, um mit diesen „eins tags grech zu werden“, hielten sich auf über die großen Kosten von hundert Gulden täglich, bedeuteten, sofern man nicht bald aufbreche, müßten die Eidgenossen alles, was darauf ginge, selbst bezahlen, so daß schließlich Solothurn, das überdies für die Verpflegung des



ganzen Parks zu sorgen hatte, froh gewesen wäre, wenn man ihnen die Franzosen vom Hals gewiesen hätte. Das Geschütz des Königs blieb aber in Solothurn.

Man dachte auf einer spätern Tagsatzung wieder daran, das französische Geschütz im Sundgau zu verwenden, wo man eine Verstärkung und Bewegungen der Feinde bemerkt hatte. Doch es waren nun schon die Friedensverhandlungen zu Basel im Gange, vom 18. bis 25. August und vom 6. zum 22. Sept. Dadurch gerieten die militärischen Unternehmungen in eine gewisse Unsicherheit, und schließlich war Bern, vielleicht unter dem Einfluß des mailändischen Herzogs, einer Weiterführung des Krieges abgeneigt. Vergeblich bat Luzern den Rat von Bern, auf den nächsten Tag nach Zürich, 5. September, Botschaft nach Zürich zu senden, „allda ratslag zu tun, wann und wohin wir Eidgenossen das franckerische geschütz führen und gebruchen, domit diß summerliche zit, so noch vorhanden, nutzlich angeleit und wir dester fruchtbarer zu einem bestandlichen und erlichen Friden kommen.“ Die Kanonen des französischen Königs sollten also den Forderungen der Eidgenossen gegenüber König Maximilian mehr Nachdruck verleihen. Die Aufforderung Luzerns half nichts; die Berner Boten kamen auf die Tagsatzung ohne Instruktion betreffs die französischen Kanonen. Noch während den zweiten Friedensverhandlungen zu Basel wollte man die Zeit des Waffenstillstandes benutzen, um die französische Artillerie vor Gottlieben zu fertigen, hatte man dies im Falle des Wiederausbruches des Krieges gewonnen, so gedachte man, mit ihr vor die Städte Feldkirch und Bregenz zu rücken.

Solothurn seinerseits hätte es ja freudig begrüßt, wenn es der durch die französische Artillerie ihm obliegenden Lasten nach sechs Wochen endlich los und ledig gewesen wäre. Es sollte nicht mehr lange warten müssen. Wie der französische



Gesandte merkte, daß der Friede zwischen Maximilian und den Schweizern trotz seinen Quertreibereien zustande kommen werde, legte er den Eidgenossen nahe, sie möchten das französische Geschütz zurückschicken, da der Krieg nun doch beendet sei. Warum sollte König Ludwig denn in der Schweiz einen kostspieligen Geschützpark unterhalten, der seinen Zweck nicht erfüllte, und den er zu seinem eigenen Vorteil jetzt gerade besser verwenden konnte? Die Eidgenossen gaben der Bitte des französischen Gesandten statt, ließen 400 Gulden unter die Büchsenmeister, Hauptleute und Reisigen, die den Eidgenossen zu Ehren und Dienst mit herausgekommen waren, verteilen, was Solothurn in der Eidgenossen gemeinsamen Namen und Kosten übernahm. Die vielbestaunten, mächtigen französischen Geschütze, deren Erfolge, die sie verheißen, einer leidigen und kleinlichen Sonderpolitik zu Opfer gefallen, haben wohl unmittelbar nach dem 22. September, als dem Tage, der den Schwabenkrieg beendete, Solothurn verlassen. Der Gedanke liegt nahe, Ludwig XII. habe sie in der Lombardei spielen lassen, wo er in diesen Tagen eben daran war, die letzten festen Plätze des Herzogs von Mailand zu erobern.

Anmerkung. Dem Aufsatze liegen hauptsächlich folgende Quellenwerke zu Grunde: Eidgenössische Abschiede, Bd. 3, Abtlg. 1. — Quellen zur Schweizer-Geschichte, Bd. 20: Aktenstücke zur Geschichte des Schwabenkrieges, hgb. von Büchi. — Beilage der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F. Bd. 14, 15: Urkundenauszüge zur Geschichte des Schwabenkrieges, von H. Witte. — Basler Zeitschrift, Bd. 3. Regesten und Aktenstücke zur Geschichte des Schwabenkrieges aus dem Basler Staatsarchiv, von R. Horner. — E. Tatarinoff, Die Schlacht bei Dornach, Zeitschrift 1899.

